

Johannes Meier

* 17. Juni 1828 in Schleithem. † 19. März 1906 im Bad Tiefenau bei Elgg

Einer, der den ganzen Aktivdienst während des Ersten Weltkrieges bei der Auszugstruppe mitgemacht hat, und der nicht nur in der Armee, sondern auch in seinem Beruf Vorgesetzter war, machte einmal bei einem unterhaltenden Gespräch, das sich um den Militärdienst drehte, beiläufig eine Bemerkung über die Funktion des Wachtmeisters: Ein guter Wachtmeister sei von unschätzbarem Wert. Seine Haltung und Gesinnung habe massgebenden Einfluss auf die Geistesverfassung des Zuges. Er sei die rechte Hand des Zugführers und manchmal dessen Stellvertreter. Auch im innern Dienst sei der Feldweibel nicht wenig auf die Unterstützung durch den Wachtmeister angewiesen, und wenn's mit einem in der Mannschaft nicht mehr stimme, dann erkundige sich der Einheitskommandant, wenn er klug sei, besonders vertraulich beim Wachtmeister, was mit dem Manne los sei. Gute Wachtmeister: das sei ein Kitt für die ganze Armee.

In diesem Sinne war Johannes Meier ein Wachtmeister im Dienst am Volk, namentlich ein Wachtmeister der Militia Christi, im Dienst der Truppe, die — um Zwinglis Bild zu gebrauchen — hinter dem Hauptmann Christus herläuft.

Als Lehrer und Anstaltsvater und Hymnologe bekleidete er keinen hohen Rang in der Führung, von deren Qualität das Leben und Gedeihen eines Volkes abhängt, sondern er gehörte zu denen, auf deren Fähigkeit und einsatzfreudigen Willen zur Arbeit an der Mannschaft, besonders an der Jungmannschaft, die Führer in den oberen Rängen angewiesen sind.

Johannes Meier war Bürger von Schleithem, wo er am 17. Juni 1828 geboren wurde. In den Erinnerungen aus seinem Leben (mit deren Niederschrift er, schon sehr betagt, auf Drängen seiner Söhne und Töchter begonnen hatte und die dann leider nicht über seine früheste Kindheit hinaus gediehen sind) erzählt er von seinen beiden Grossvätern je etwas, das ihn in seiner Jugend Achtung vor seinen Vorvätern empfinden liess.

Vom Grossvater väterlicherseits schreibt der Enkel, der nach der Dorftradition auch dessen Namen, Johannes, erhalten hatte: «Er zeichnete sich aus durch einen freimütigen und furchtlosen Sinn für Recht und Gerechtigkeit, so dass er zur Zeit der Helvetik es wagte, die Ungerechtigkeit und Habsucht des reichen, von der

Helvetischen Regierung eingesetzten Amtmanns in öffentlicher Gemeindeversammlung zu rügen. Das war eine gefährliche Sache zu jener Zeit, da die Regierung besonders reizbar war zur Zeit des vom Volke mehrheitlich als unerwünscht empfundenen Regiments der Helvetik.

Der Amtmann liess meinen Grossvater verhaften und polizeilich nach Schaffhausen transportieren. Da machten sich eine kleine Anzahl Schleitheimer auf nach der Hauptstadt, stellten der Regierung die wahre Sachlage dar und verlangten die Freigabe des Gefangenen, was auch ohne Anstand sofort geschah, so dass sie ihn im Triumph heimführen konnten. Bei meiner Geburt lebte einer dieser Befreier noch, und mein Vater erzählte mir, wie derselbe ihm freudig gratulierte, dass in mir das Andenken an den ‚Stumperhans‘ (so lautete der Dorfname des damals schon längst verstorbenen Grossvaters) nun fortleben könne.»

Vom Grossvater mütterlicherseits, der ebenfalls den in Schleithem verbreiteten Namen Meyer und den früher in dieser Gemeinde beliebten Namen Christian trug, berichtet der Enkel, dass er «als guter Sänger das Amt eines Nachtwächters versehen habe. Damals sangen die Nachtwächter beim Stundenruf noch geistliche Lieder und Volksweisen, in der Sylvesternacht vor dem Pfarrhaus immer das Lied: ‚Ruft getrost, ihr Wächterstimmen, ruft getrost und schonet nicht! Christus will ein Zeugnis haben; wenn's nun Prediger vergraben — o das ist ein gross Gericht!‘ Eine kleine Hellebarde, die dieser Grossvater als Nachtwächterwaffe getragen hatte, habe ich als Knabe manchmal mit Ehrfurcht in die Hand genommen.»

Mit einer kurzen Erwähnung der Eltern brechen die selbstverfassten Erinnerungen des Sohnes ab. Es heisst da noch: «Meine Eltern gehörten zu den armen Leuten, brachten es aber durch Fleiss und Energie beim Bauern und als Anteilhaber einer (damals in Schleithem betriebenen) Gipsmühle allmählich zu einem bescheidenen Wohlstand.»

Die damalige Jugend der Gemeinde Schleithem stand unter dem Einfluss des Lehrers und Erziehers Martin Heusi, der bei Heinrich Pestalozzi ausgebildet worden war. Die Verdienste, die sich dieser Pestalozzijünger um seine Heimatgemeinde erworben hat, sind in der jüngst erschienenen Dissertation von Roland Stiefel dargelegt und gewürdigt worden.

Der junge Martin Heusi lernte, lebte und lehrte während acht Jahren in Yverdon als Pestalozzis Schüler und Helfer im Unterrichten und Erziehen seiner Zöglinge. Im Jahre 1815 kehrte er nach Schleithem zurück, wo er zunächst in einer Privatschule nach den

Unterrichts- und Erziehungsmethoden seines grossen Meisters wirkte, bis ihm dann zehn Jahre später die Leitung der Gemeindeschule übertragen wurde. In dieser Schule ist Johannes Meiers Charakter in den so entscheidenden Jahren der Knabenzeit geformt worden. Durch sein ganzes Leben hat er diesem Lehrer und Bildner seiner



Johannes Meier

Jugend ein rührendes Andenken bewahrt. «Pestalozzis Abkehr vom pädagogischen Utilitarismus», wie sie Roland Stiefel bei Martin Heusi aufzeigt, hat sich dann auch in der Schul- und Anstaltsführung des Heusischülers Johannes Meier deutlich bemerkbar gemacht, nicht immer zum Wohlgefallen seiner Schulinspektoren!

Als einer von den vielen, die von Martin Heusi für den Lehrerberuf begeistert worden waren, zog Johannes Meier, nachdem er noch in Stein am Rhein die Realschule besucht hatte, nach dem

Seminar Karlsruhe (ein Zeichen, wie eng die kulturellen Beziehungen zwischen dem Kanton Schaffhausen und dem protestantischen Teil Badens damals waren; man denke nur beispielsweise an die vielen Schaffhauser Töchter, die einst im Badischen Diakonissenhaus Nonnenweiher zu Kindergärtnerinnen ausgebildet wurden und deren jahrzehntelanger, segensreicher Dienst in den meisten Schaffhauser Gemeinden nicht hoch genug gewertet werden kann!). Der damalige Seminardirektor in Karlsruhe, W. Stern, muss eine geistvolle Persönlichkeit gewesen sein, so dass sein Ruf eine Reihe von Schweizer Zöglingen anzog. Johannes Meier bezeichnete seine Seminarzeit als eine besonders glückliche Zeit seines Lebens.

Im Jahre 1846 bestand der erst Achtzehnjährige die Patentprüfung in Schaffhausen und Zürich. Seine erste Stelle war die Führung der damaligen Armenschule im Brunnenturm an der Spiegelgasse in Zürichs Altstadt. Er hätte sich nicht träumen lassen, dass dann siebzig Jahre später nur wenige Häuser daneben ein Lenin darüber brüten werde, wie er auf *seine* Weise für die «Armen» sorgen wolle. Johannes Meiers jüngster Sohn sagt aus der damaligen Zeit seines Vaters: «Noch in spätern Jahren war es ihm beinahe unbegreiflich, wie er als unerfahrener Jüngling über hundert Schüler unterrichten und im Zaum halten konnte. Wohl mag hie und da seine überfüllte Schule ein Bild im Kleinen von den Wirren geboten haben, die damals unser Vaterland und ganz Europa bewegten; es war ja die Zeit der Freischarenzüge und des Sonderbundskrieges, der Verfassungskämpfe und der Entstehung eines neuen Bundes. Meier erlebte noch die alte Tagsatzung, aber auch die Einweihung der ersten Eisenbahn auf Schweizerboden und interessierte sich lebhaft für das Wohl des geliebten Heimatlandes, das er auf verschiedenen Reisen kennen zu lernen bestrebt war. Daneben benützte er die in Zürich reichlich gegebene Gelegenheit zur Weiterbildung, so als Mitglied der Museumsgesellschaft und mehrerer Gesangsvereine, wo er denn auch Richard Wagner, Franz Abt, W. Baumgartner u. a. persönlich kennen lernte und durch deren Einfluss auf das Gebiet hingewiesen wurde, dem er dann über ein halbes Jahrhundert lang seine Mussestunden mit ganzer Hingebung widmete und darin Bedeutendes leistete: Die Erforschung und Kenntnis des Volksliedes, die ihn dann später zum Kirchenlied, zur eigentlichen Hymnologie weiterführte.»

Nach fünf erlebnisreichen Jahren in Zürich zog Johannes Meier zum zweiten Mal nach Stein am Rhein, diesmal nicht mehr als Schüler, sondern als Lehrer; er wurde Oberlehrer der dortigen Knabenschule. Die neun Jahre in dem damals noch so ruhigen kleinen

Städtchen liessen dem sangesfreudigen jungen Schulmeister Zeit zum Kopieren ganzer Stösse von Vokal- und Instrumentalmusik (mit der Kielfeder!) und dann auch zum Publizieren. 1854 gab er im Verlag der Brodtmannschen Buchhandlung in Schaffhausen sein Erstlingswerk heraus: «Hundert ausgewählte Volkslieder alter und neuer Zeit für Schule, Haus und Leben.» Schon nach drei Jahren erlebte das Büchlein eine neue Auflage, womit der Herausgeber laut Vorwort «fade, nichtssagende Lieder verdrängen» und dazu mithelfen möchte, «dass nicht bloss in der Schule, sondern auch aus der Schule heraus in das frische, frohe Leben gesungen werde». Auch den damals aufblühenden Männerchören suchte Joh. Meier zu dienen mit der Herausgabe der beiden Publikationen: «Der Volks-Sänger — Eine Sammlung vorzüglicher Volkslieder und Weisen für vierstimmigen Männergesang» und, offenbar mit dem Wunsche, dass die Männerchöre auch im Gottesdienst singen sollten: «Hundertfünfzig evangelische Kernlieder nach ihren Originaltexten und — Melodien für vierstimmigen Männergesang», ebenfalls erschienen im Brodtmannschen Verlag, Schaffhausen.

Dass Johannes Meier bei aller Liebe zum Volkslied nicht einer romantischen Feld-, Wald- und Wiesenreligion zu verfallen gedachte, sondern als ein vom biblischen Evangelium angesprochener Christ leben wollte, beweist die Wahl seiner Lebensgefährtin. Das um sieben Jahre jüngere, im Glauben an den Herrn Jesus Christus bereits tief gegründete Steiner Mädchen Amalia Meyer, Tochter des Waisenvaters und Kunstmalers Conrad Meyer-Schoch (der als Kleinmeister für die damalige Bleulerschule im Schloss Laufen am Rheinfluss arbeitete), wurde im Jahre 1857 Johannes Meiers Frau; ein körperlich kleines, zartes Persönchen, jedoch begabt mit einem starken Willen und mit einer mutigen Entschlossenheit zum Durchhalten im Glauben und im Vertrauen — so begleitete sie ihren Mann während achtundvierzig Ehejahren. Sie wurde die Mutter seiner acht Kinder (von denen der zweitälteste Sohn, Johannes, der Vater des Schreibers dieser Zeilen ist).

Im Jahre 1860 wurden die jungen Lehrersleute in Stein a. Rh. an die Hauselternstelle der Rettungsanstalt (so der damalige Name) in Freienstein bei Rorbas, Kt. Zürich, berufen. Die Annahme dieser Aufgabe, Kinder, die es damals tatsächlich vor dem Verderben zu retten galt, zu erziehen und zu unterrichten, lässt darauf schliessen, dass Pestalozzis Vorbild dem einstigen Schleitheimer Martin Heusi-Schüler immer noch vor Augen stand. Immerhin waren die Eierschalen des aufklärerischen 18. Jahrhunderts, die Pestalozzi noch an sich hatte, bei einem Johannes Meier gänzlich abgestreift. Er leitete

seine Erziehungsanstalt nach möglichst rein evangelischen Grundsätzen, nicht in pietistischer Enge, nicht in puritanischer Strenge, sondern den ihm anvertrauten Kindern so viel Freude verschaffend, als die vom Stiftungskomitee (aus Zürcher Aristokraten bestehend!) zur Verfügung gestellten Mittel es nur immer zuliesse.

Der mit dem Anstaltsvorsteher befreundete damalige Pfarrer von Rorbas-Freienstein, Theophil Zimmermann (später Pfarrer in Greifensee), berichtet, dass an den alljährlichen, stets gut besuchten «Freiensteiner Festen» (die damals sozusagen die Bedeutung von Kirchentagen für das Zürcher Unterland hatten) «Hausvater Meier sich nicht damit begnügte, vom Gang der Anstalt zu erzählen, sondern sein von warmer Liebe für unser Volk erfülltes Herz ging jeweilen über von dem, was sich ihm selber als das allein Wahre und Heilsame bewährt hatte».

Der geistig sehr beanspruchte Mann überliess die Führung der zur Anstalt gehörenden Landwirtschaft jahrelang seinem Vater Samuel Meyer (der seinen Namen noch so geschrieben hat, wie wahrscheinlich die Meyer von Schleithem denselben zu seiner Zeit noch zu schreiben pflegten). Die alten Eltern, deren ältester Sohn schon längst nach Amerika ausgewandert war (unter dessen zahlreichen Nachkommen sich streng lutherische Pastoren befinden!), wurden von ihrem jüngsten Sohn in Freienstein bis zum Ende ihres Lebensabends mit Ehrerbietung umhegt.

Um die Freude der Kinder am Singen zu beleben, hat Johannes Meier noch einmal ein Singbüchlein herausgegeben: «Geistliches und Weltliches in alten und neuen Liedern mit zweistimmigen Melodien für Schule und Haus» (Verlag von Franz Hanke, Zürich, 1868), worin auch eigene Kompositionen vom Herausgeber enthalten sind. Für Hymnologen interessant sind die dazu gehörenden «Quellenangaben und Bemerkungen», die auf einen erstaunlichen Forscherfleiss schliessen lassen. Bei zwei geistlichen Volksliedern heisst es im Quellennachweis «Melodie mündlich aus Schleithem», bei einem: «Melodie mündlich aus Dättlikon» (ein Freienstein benachbartes Dorf), das heisst der Forscher hat die Weise dem Volke vom Munde weg aufgeschrieben. Es ist nicht anzunehmen, dass dieser heute versunkene Schatz von alten, geistlichen und weltlichen Volksliedern je noch einmal gehoben und lebendiges Volksgut werden wird. Das Autobahnen und Skipisten befahrende Volk wird keine solchen Lieder mehr singen!

In politischer Hinsicht war Johannes Meier ein überzeugter Föderalist und darum ein Gegner des Bundesradikalismus. Als es 1883 um die Einsetzung eines eidgenössischen «Schulvogtes» ging,

trat er an mehreren Orten öffentlich sehr entschieden gegen denselben auf und freute sich des föderalistischen Sieges über diesen die Freiheit der Gesinnungsschule bedrohenden Zentralismus. Dafür erhielt er dann von einem Visitor aus dem politisch andern Lager, dessen Beaufsichtigung auch die Freiensteiner Anstaltsschule unterstand, eine ungünstige Zensur, was ihn, neben der Kränklichkeit der Hausmutter und eigenem geschwächtem Gesundheitszustand, mitbewog, nach sechsundzwanzigjährigem Wirken von der Leitung der Anstalt zurückzutreten, begleitet von der herzlichsten Dankbarkeit des Stiftungskomitees für seinen Einsatz zur Entwicklung und Bildung der Kinder nach Leib, Seele und Geist.

Hausvater war Johannes Meier aus innerer Berufung heraus gewesen und Hausvater wollte er bleiben, nur jetzt, als schon alternder Mann, nicht mehr als Vater einer grossen Kinderschar, sondern einer stillen Hausgemeinde, zu der sich leiblich und seelisch Erholungsbedürftige und geistlichen Zuspruch Suchende einfanden. Das kleine Bad Tiefenau bei Elgg, damals einsam zwischen Wald und Wiesen gelegen, vorher von einem Dr. Winkler (vermutlich einem Kneipp-Anhänger) als Kaltwasserkuranstalt geführt, wurde nun Johannes Meiers letzte Wirkungsstätte. Es ist nicht ausgeschlossen, dass er beeinflusst war vom Gedanken an das bekannte Bad Boll, als er das Bad Tiefenau erwarb. Jene von Johann Christoph Blumhardt gegründete, von Württemberg auch in die Schweiz ausstrahlende Stätte geistvoller Verkündigung und Seelsorge war dem für echte geistliche Bewegung so aufgeschlossenen Meier vertraut, wenn auch vermutlich nicht durch eigene Anschauung, wohl aber durch seine enge Freundschaft mit dem Blumhardt-Biographen Friedrich Zündel, Pfarrer in Winterthur, so wie ganz besonders auch dadurch, dass zwei seiner eigenen Töchter als junge Mädchen im Bad Boll ihr «Haushaltlehrjahr» erlebten zu der Zeit, als schon Christoph Blumhardt, Sohn, das Haus führte. Dessen Briefehen ist noch vorhanden, womit dieser dem Hausvater Meier zur Uebernahme seiner Aufgabe im Bad Tiefenau folgende Worte schrieb:

«Lieber Herr Meier! Von Ihrer neuen Thätigkeit bin ich schon in Kenntniss gesetzt worden und ich wünsche Ihnen Gottes Segen und Hilfe zu Ihrem Unternehmen. Da so gar viel und vielerlei Leute dieser Zeit einen einfachen und christlichen Unterschlupf suchen, so kann Ihr Haus gewiss wohlthätige Dienste leisten. Dazu mache der Herr bei Ihnen die Sache.

Ihren Samuel (Meiers ältester Sohn) bitte ich zu grüssen. Mit herzlichem Gruss Ihr Christoph Blumhardt. Bad Boll, 27. 5. 86.»

Es sind unter den Gästen, die während der zwanzig Jahre, da Joh. Meier im Bad Tiefenau wirkte, durch das Haus gegangen sind, ihrer ungezählte, die durch das dort gehörte Gotteswort und nicht zuletzt durch das Mithineingenommenwerden in das so belebende Singen das gefunden haben, was sie suchten: Ermunterung und Trost für das beschwerte Gemüt und Gewissen. Vater Meier war jedoch zu sehr mit seinen hymnologischen Studien und Forschungen beschäftigt, als dass aus seinem Bad Tiefenau ein kleines Bad Boll hätte werden können.

Bis zur Einführung des ersten Schweizerischen Kirchengesangbuches im Jahre 1891 hatte der Kanton Zürich ein überaus dürftiges, noch vom Geist der Aufklärung angekränkelt Gesangbuch, in welchem eine ganze Anzahl der unentbehrlichsten Kernlieder ganz fehlten (u. a. auch «Ein feste Burg ist unser Gott!») oder bis zur Unkenntlichkeit verwässert waren. Um diesem Mangel abzuhelpfen, beschloss die Evangelische Gesellschaft des Kantons Zürich, die damals, zur Zeit der Hochblüte des theologischen Liberalismus, innerhalb der Landeskirche eine Art «Bekennende Kirche» bildete, zu diesem bekenntnisschwachen Zürcher Kirchengesangbuch einen Anhang herauszugeben. Die drei Männer, Pfarrer Friedrich Zündel, Seminardirektor Heinrich Bachofner und Johannes Meier, unterzogen sich der Aufgabe und im Jahre 1874 erschien das Büchlein unter dem Titel: «Auswahl geistlicher Lieder für Kirche, Schule und Haus. Zugabe zum Zürcher Gesangbuch. Herausgegeben von der Evangelischen Gesellschaft.» Dass dieses Büchlein drei Auflagen erlebte, zeigt an, dass es in Gebrauch genommen wurde von den noch vorhandenen bekennenden Gemeinden.

Die Zusammenarbeit mit Heinrich Bachofner an diesem Werklein weist hin auf die freundschaftliche Verbundenheit Johannes Meiers mit diesem ersten Direktor des Evangelischen Seminars Unterstrass, bei dessen Gründung vor nun genau hundert Jahren auch der Freiensteiner Anstaltsleiter zu jener mutigen christlichen Gemeinde gehörte, die wegen des damals beinahe atheistischen Geistes des staatlichen Zürcher Seminars das Wagnis unternahm, ein Seminar zu gründen, das vom Staat nicht unterstützt wurde, das jedoch für den Dienst am Volke christlich gesinnte Lehrer ausbildete zur Freude derjenigen Eltern, die ihre Kinder im Gesinnungsunterricht lieber vom Geist des Evangeliums als von platter Moral beeinflusst sehen wollten. Der älteste und der jüngste Sohn und ein Enkel Johannes Meiers wurden Schüler dieses Seminars.

Der in der Stille, die das Bad Tiefenau umgab, mit zunehmendem Alter immer mehr sich in die Geschichte des Kirchenliedes vertie-

fende Mann gab als Zweiundsiebzigjähriger noch sein Spätlingswerk heraus unter dem Titel: «Liedersegen» (Zürich und Winterthur. Depot der Evangelischen Gesellschaft, 1900). Dieses Buch sollte dazu dienen, das erste Schweizerische Kirchengesangbuch (dessen Herstellungskommission sich anhaltend von Johannes Meier hatte beraten lassen) den Gemeindegliedern lieb und vertraut zu machen.

Das was Otto Lauterburg und Theophil Bruppacher mit ihren Büchern zur Einführung des «neuen» Schweizerischen Kirchengesangbuches vom Jahre 1952 getan haben, tat Meiers «Liedersegen» ein halbes Jahrhundert vorher zum Dienst am damaligen neuen Gesangbuch. In der Einleitung heisst es: «Wer nur von *einem evangelischen* Kernliede alle seine Taten zum Schrecken der Gottlosen, zum Troste der Frommen, zur Stärkung der Angefochtenen wüsste, der möchte dem Lied eine Biographie schreiben können, die reicher ist als Menschenbiographien.» Die Segensströme, die von solchen Liedern durch die Jahrhunderte hindurch den Glauben des Volkes Gottes belebt haben, werden spürbar in all dem, was das Buch «Liedersegen» erzählt.

Eine kritische Frage zur Einstellung dieses Hymnologen zu den sogenannten Erweckungsmelodien kann zum Schluss nicht verschwiegen werden. Der führende Hymnologe der deutschsprachigen Schweiz zu Anfang des 20. Jahrhunderts, Pfarrer Theodor Goldschmid, mit dem Johannes Meier in beständigem, freundschaftlichem Verkehr stand, veröffentlichte im «Organ des Schweizerischen Kirchengesangsbundes» in einem Nachruf folgende Stellungnahme seines verstorbenen Freundes: «Ebenso unsympathisch wie die Choräle Hans Georg Nägelis und seiner Nachbeter oder noch unsympathischer war unserm Hymnologen und Musiker der englisch-amerikanische Singsang, der in unsern Gemeinschaftskreisen und christlichen Vereinen und leider auch in vielen Kirchenchören gepflegt wird. Er schrieb mir am 4. Mai 1904: Für Ihr Urteil über die ‚Marzipanleckerli‘ (Evang. Kirchenchor, Jahrg. VIII Nr. 1) sage ich Ihnen meinen besten Dank. Als die Wogen der Pearsall Smith'schen Heiligungsbewegung auch bei uns hochgingen, besonders in Bern, hatte ich den Schmerz, dass dort der Gesangsmusiklehrer am Evang. Seminar (Muristalden), einer meiner besten Freunde, sich auch von der leichten und seichten Ware benebeln liess, und ich konnte nicht genug davor warnen, weil der Geschmack unseres Volkes davon verdorben wird. Leider ist meine damalige Prophezeiung nicht in Erfüllung gegangen, dass man in zehn Jahren diese Bänkelsängerlieder nicht mehr singen werde.»

Darauf wäre zu fragen: Sollte Gott nicht die Freiheit haben, auch durch Bänkelsängermelodien sein Wort verkündigen zu lassen und das Lob seiner Gnade entgegenzunehmen? Könnte es nicht sein, dass unsere jetzt mit Schlager-, Jazz- und Beatmusik heranwachsende Generation den Zugang zum geistlichen Lied mit leichtgeschürzten Melodien eher finden würde, als zu den für unsern Geschmack so unvergleichlich wertvolleren Melodien der Hugenottenpsalmen und der Lieder aus der Reformationszeit? Sind nicht die englisch-amerikanischen Freikirchen mit ihrem «Singsang» mindestens so lebendig und tätig wie unsere europäischen Landeskirchen? Wir warten auf eine neue Belebung der Kirchen unseres «alten» Kontinents durch den Heiligen Geist. Welches dann — sofern diese Erwartung noch in Erfüllung geht — das *neue* Lied dieser zu neuem Glauben, Denken und Tun erwachten Kirchen sein wird, wissen wir noch nicht. Eins jedoch kann als sicher gelten: Auch eine erneuerte Kirche wird, wenn sie zum Lobe Gottes singt, immer auch noch nach den *klassischen* Texten und Melodien greifen, denen des Hymnologen Johannes Meier grosse Liebe galt, die er mit immensem Fleiss bis hin zu ihrem Quellgebiet erforscht und innerhalb seines bescheidenen Lebensbereiches zum Erklängen gebracht hat.

Dieser Sänger und Spielmann Gottes, dessen Lieblingsplatz an seinem alten Tafelklavier war, mit der singenden Hausgemeinde hinter sich, war ein bescheidener Mann. Er strebte nicht nach Ehre und Ruhm, sonst hätte er mehr an die Öffentlichkeit treten müssen. Er verstand seinen Dienst an den Menschen als einen täglichen Gottesdienst. Er befolgte Johann Sebastian Bachs Grundsatz, wenn er — bis zum letzten Tag seines Lebens war ihm dies beschieden — zur Ehre Gottes und zur Erfrischung des Gemütes spielte und sang.

Quellen und Literatur: GOTTLIEB FRIEDRICH MEIER, *Nekrolog* (Schweizerisches Evangelisches Schulblatt, 41. Jahrg. Nr. 17). — THEODOR GOLDSCHMID, *Nekrolog* (Der Evangelische Kirchenchor, 11. Jahrg. Nr. 2 und 3). — THEOPHIL ZIMMERMANN, *Nekrolog* (Die Taube, Monatsblatt herausgegeben von der Evangel. Gesellschaft des Kantons Zürich, 13. Jahrg. Nr. 9).

ROLAND STIEFEL, *Pestalozzi und Schaffhausen. Ein Beitrag zur Schaffhauser Schul- und Personengeschichte* (Diss. Zürich 1969). — JOHANNES MEIER, *Erinnerungen aus meinem Leben* (Manuskript 1905).

WILLY MEYER